

Prolog

Mit einer tiefen Verneigung verabschiedete ich mich von dem Kunden, der durch die Ladentür nach draußen treten wollte. Ich eilte hinzu, hielt dem Mann die Tür auf und sah ihm hinterher. Er war der letzte Kunde gewesen, den ich in meinem Leben bedient hatte.

Ich versuchte, mich an sein Gesicht zu erinnern, aber es war gelöscht. Wie ein Fieberschub durchströmte mich eine Welle der Angst und erst jetzt wurde mir klar: Es gab kein Zurück.

Lass es gut sein!, sagte meine innere Stimme. *Du weißt, dass Erinnerungen dich nur zerstören.*

Sie hatte recht. Ich wartete mit gesenktem Kopf, bis ich mich beruhigt hatte, trat einen Schritt zurück und verschloss die Tür.

Ab Mitternacht würde meinem ehemaligen Lehrling Gregor das Geschäft gehören. Es konnte gar nicht anders sein, als dass ich ihm den Laden überschrieb, denn auch ich hatte von meinem Ziehvater dessen Geschäft kostenlos übernehmen dürfen. Geld brauchte ich ohnehin nicht, ich hatte mehr als genug.

Gregors Frau Clara war nachmittags vorbeigekommen, um mich zu verabschieden und mir für meine Großzügigkeit zu danken. Dabei hatte ich sie vorher gebeten, keine große Sache daraus zu machen.

Clara konnte eine äußerst liebenswerte Person sein, aber manchmal auch ein widerspenstiger Charakter. So gesehen das aufregende

Pendant zum leisetreterischen Gregor. Sie hatte ausgesprochen, was Gregor nie über seine Lippen gebracht hätte. Er nutzte eine andere Sprache. Die der Andeutung und leisen Gesten. Er verbeugte sich stumm oder schenkte seinem Gegenüber eines seiner seltenen Lächeln.

Als Clara dann auch noch angefangen hatte zu weinen, waren die beiden mir vollends auf die Nerven gegangen. Ich hatte sie gebeten, den Laden zu verlassen. In den verbleibenden Stunden meines letzten Arbeitstages wollte ich allein im Geschäft sein.

Abschiednehmen war etwas Schreckliches, bedeutete Verlust, Wehmut und großen Schmerz. Das Schlimmste aber war die Angst vor dem Neuen. Hatte ich meine Strafe nicht abgearbeitet? Gewährte mein Alter mir nicht das Recht, mich nach dem Tod zu sehnen? Der Tod würde der allerletzte Abschied werden und der einzige, der nicht wehtat.

Ich stand im Keller des Ladens, wo sich Materialien, Werkzeuge und Maschinen, meine Jahrzehnte umfassende Kundenkartei, aber auch meine Garderobe befanden. Dort stellte ich mich vor den Spiegel und beobachtete, wie mühsam sich mein Körper in den Mantel quälte. Meine Hände zitterten, als sie vergeblich versuchten, die Knöpfe zu schließen. Also entschloss ich mich entnervt, den Mantel offen zu lassen. Immer seltener gelang meinen Fingern ein geschmeidiger Bewegungsablauf. Sie gehorchten mir nicht mehr, begannen, ohne Vorwarnung zu zittern, als bekämen sie plötzlich Angst vor mir, vor dem, was ich ihnen

abverlangte. Und diese Angst stieg mir dann stets zu Kopf, was alles nur noch schlimmer machte.

Ich hob den Blick und sah den alten Mann im Spiegel vor mir. Dieser Vierundsiebzigjährige besaß wirklich alles, womit man Menschen erschrecken konnte: buschige Brauen, tiefliegende Augen, holzschnittartige Konturen, Ohren wie flächige Mikrofone. Und dann die große Nase, die noch nie ein Rückgrat besessen hatte und sich auf halber Strecke krümmte.

Erstaunlich allerdings war die immer noch beachtliche Statur des Mannes vor mir. Für die Theaterbühne wäre sie tauglich gewesen, für eine gefällige Erscheinung unter Menschen nicht.

Ich löste mich von meinem Spiegelbild, knipste das Licht aus und ging.

Ich hätte froh sein müssen, die bedeutungsloseste Arbeit meines Lebens endlich hinter mir lassen zu können. Das Problem war, dass ich nur durch sie überlebt hatte. Der Beruf des Goldschmieds und Uhrmachers hatte sich mir in jungen Jahren aufgedrängt. Feige und mutlos war ich damals dem Schicksal gefolgt, statt meinen Träumen Raum zu geben und mich selbst zum Leben zu erwecken. Gregor, dieser stille, in sich gekehrte und manchmal fremd wirkende junge Mann erinnerte mich oft an mich selbst. Er hingegen war als Juwelier ein Talent, das in einer noch höheren Liga dieser aussterbenden Sportart spielte, als ich es getan hatte.

Und wieder war es Clara gewesen, die ausgesprochen hatte, was Gregor sich nicht zu sagen traute. »Sie können nicht gehen, Herr Rosenbaum. Das ist Ihr Geschäft, Ihr Lebenswerk. Meine Güte,

was wollen Sie denn jetzt machen?«

Sterben!, war mein erster Gedanke gewesen. Ich hatte mich aber nicht getraut, es auszusprechen.

»Nichts!«, hatte ich stattdessen erwidert. »Auf mich wartet das Nichts, Clara! Aber das ist in Ordnung.« Ich hatte sie angesehen und mit den Schultern gezuckt, während mir immer deutlicher wurde, dass ich diese weitreichende Entscheidung vielleicht überstürzt und zornig getroffen haben könnte.

»Aber das ist ja schrecklich!«, hatte Clara entsetzt ausgerufen und mir damit das ganze Ausmaß meiner Naivität vor Augen geführt.

Aber ich konnte nun mal nichts tun, was nicht meinen eigenen Ansprüchen entsprach. Das tägliche Arbeiten war meine einzige Überlebensstrategie gewesen. Ob ich dabei glitzerndes Zeug herstellte und es an möglichst viele Kunden verkaufte, hatte keine Bedeutung gehabt. Nicht was, sondern dass ich etwas getan hatte, war wichtig gewesen. Tag für Tag das wunderbar eintönige Kontinuum zu spüren, das ich mir durch Arbeit auferlegt hatte - nur so war ich weitestgehend in der Lage gewesen, dem Leben, den Erinnerungen, den Albträumen und Ängsten zu entkommen. Da ich nun auch das verloren hatte, war es Zeit zu sterben.

Aber leider tickte mein Herz so taktvoll, still und regelmäßig wie alle meine Uhrwerke - jede Sekunde mit nervendem Gleichmut.

Ich trat mit meiner Aktentasche hinaus, schloss das Geschäft ab und sah nach oben, wartete, bis sich das Sicherheitsgitter murrend und quietschend aus der Verankerung löste. Das alte Ding blieb

hängen, sammelte Kraft und stotterte weiter. Es ging ihm wie mir. Unserem Leben lag keine technische Zeichnung mit komplizierten Querverbindungen und Umwegen zugrunde, sondern ein gerader Strich - von links nach rechts oder von oben nach unten gezogen, eine Linie, die irgendwann einfach nur aufhören sollte, eine Linie zu sein. Mehr nicht. Ich wartete auf einen kaum merklichen Funken zum Schluss, dann würde unsere Existenz verlüht sein. Meine rechte Hand schlug ungeduldig gegen den Mantel, während ich die linke mit der Tasche an mich presste.

»Was ist los?«, rief ich dem verrosteten Teil entgegen, ging in die Hocke und zerrte an ihm herum. Meine Finger krallten sich in die Glieder aus Stahl, zerrten und zogen, bis ich atemlos den Bügel in die Öse drückte und das Gitter verriegelte. Dabei entglitt mir der Schlüssel, der auch noch hinter die Absperrung fiel. Ein Windzug erfasste den offenen Mantel und stülpte ihn mir über. Ich hatte kaum noch Kraft, sank auf die Knie, stöhnte und ließ den Kopf hängen. Das Blut schoss mir in den Kopf. Ich fluchte. Meine Tölpelhaftigkeit machte mich zornig. Ich tastete nach dem Schlüssel, den sich Gregor in den nächsten Tagen abholen wollte, und bekam ihn nach zwei erfolglosen Versuchen endlich zu fassen. Da fiel mir ein, wo ich mich befand. Erschrocken drehte ich den Kopf, um zu sehen, ob einer der vielen Passanten mich alten Krauter beobachtete. Doch zum Glück nahm niemand Notiz von mir.

Wie ein Marionettenspieler überlegte ich nun, welche Fäden ich für welches Körperglied ziehen musste, um mich

wiederaufzurichten.

Als ich es mühsam geschafft hatte, wieder auf meinen Füßen zu stehen, und dann einen Schritt zurücktrat, musste ich feststellen, dass ich vergessen hatte, das Licht der Neonröhren mit meinem Namen auszuschalten. »Juwelier Karl Rosenbaum« prangte immer noch auf der Fassade. Gregor musste das Schild so bald wie möglich abmontieren.

Zum letzten Mal ging ich nun die Schaufenster entlang und schaute in die Auslage.

Mein Blick glitt über die Schmuckstücke, die wie kleine Stars im Scheinwerferlicht auf der Bühne standen. Sie thronten auf Würfeln, waren in Seidentuch gebettet oder standen aufrecht in fast unsichtbaren Plastikhalterungen, als würden spitze Finger sie halten. Einige dieser funkelnden Stücke waren in meinen Händen entstanden.

Als ich mit der Präsentation der Ware auf dieser Ladenseite zufrieden war und um die Ecke ging, um mir den Rest anzuschauen, entdeckte ich eine Veränderung in der Auslage. Ich wurde unruhig und stieß ein ungläubiges Grummeln aus.

Gregor hatte die missratene Perlenbrosche gegen meinen Wunsch nun doch ausgestellt, das letzte Werk meiner zittrigen Hände. Ich hatte sie in den Recycling-Abfall geworfen, doch Gregor musste sie herausgefischt, poliert und auf ein großes Tuch drapiert haben, trotz seines Versprechens, sie einzuschmelzen. Um die Brosche herum lagen Rosenblüten in Herzform, als preise sich das Miststück wie eine dumme Jungfrau zur Brautschau an.

Abstrebende spitze Kanten verunstalteten das Ding, ließen jeden Charme vermissen. Aus dem Inneren explodierte plump eine Perle, wie ein Rubensweib, nackt und fett, daneben eine Karte mit der goldenen Aufschrift »Meisterwerk!«.

Ich spürte die ernüchternd kalte Scheibe an meiner Stirn. Die anbietende Theatralik der Rosenblüten schreckte mich besonders ab und hatte nichts mit dem zu tun, was ich Gregor gelehrt hatte: die Kunst der Wirkung, die schlichte Ästhetik, die durch das Kunstwerk selbst entstand und nicht durch Firlefanz. Doch Gregor war ein Kind seiner Zeit, in der man Nutzlosigkeit hinter grellen Farben und lauten Tönen versteckte.

Eine Hupe ließ mich zusammenfahren. Ich drehte mich um. Der Fahrer eines Cabrios, der sein schnittiges Gefährt in der engen Kurve kurz vor der Bushaltestelle geparkt hatte, winkte in die Menge der Leute. Er schien sich bei jemandem bemerkbar machen zu wollen. Ich folgte seinem Blick und entdeckte eine junge Frau in hochhackigen Schuhen, die begann, die anderen Passanten zu überholen. Dabei hielt sie ein Handy ans Ohr. Ein Bus näherte sich, stoppte, weil er am Cabrio nicht vorbeikam. Doch der Mann reagierte gar nicht, hatte nur Augen für die auffallende Kleidung seiner Bekannten.

Als sie mit dem Gespräch fertig und an den Wagen herangetreten war, winkte sie ihren Galan mit einem Finger kokett aus dem Auto und sah ihm dabei tief in die Augen. Daraufhin schwang er sich lächelnd aus dem Schleudersitz, ging um das Auto herum und reichte ihr den Arm. Sie führte ihn – unter wütendem Protest des

Busfahrers – zum Schaufenster. Ich musste dem Paar ausweichen, kurz danach sahen sie in die Auslage.

Die junge Frau zeigte auf die Brosche mit den Herzblüten und schmiegte sich an die Schulter des Mannes. Dieser lächelte, schüttelte den Kopf und geleitete sie zurück zum Wagen. Dennoch ahnte ich, dass der Mann sich das Bild der Brosche eingeprägt hatte. Gregor würde das Miststück vermutlich bald verkaufen.

Der Wagen stob mit röhrendem Auspuff am schimpfenden Busfahrer vorbei die schmale Straße entlang. Ich blieb im abendlichen Trubel der Menschen stehen. Gut gekleidete Leute, Bummler mit Einkaufstüten und Angestellte liefen rechts und links an mir vorbei. Ich sah in ihre abgekämpften Feierabendgesichter. Die Eleganten überquerten die rundgeführte Straße und stolzierten erwartungsvoll auf die Oper mit ihren klingenden Mauern zu. Das ehrwürdige Gebäude erhob sich auf dem extra für ihn vorgesehenen großen Platz, umgeben von Geschäften und Banken. Schatten in Menschengestalt huschten bereits durch die riesigen Treppenhäuser der Oper, wie ich durch die hohen beleuchteten Fenster von außen erkennen konnte. Das Haus versprach eine Welt großer Gefühle. Dabei spielten die funkelnden Geschmeide der Damen und die leise tickenden Uhren der Herren während des Dramas keine Rolle. Nur in den Foyerpausen hatten sie ihren großen Auftritt und forderten neidische Blicke heraus. Ich befand mich oft genug unter ihnen und erkannte jeden, der bei mir gekauft hatte.

Meine Blicke hasteten weiter. Mir war, als saugte ich an diesem

Abend alles auf, was ich zu fassen bekam. Überall offenbarten sich Details, die ich zuvor nicht wahrgenommen hatte. Ich stand in meinem abgewetzten Trenchcoat in der Nähe meines Ladens unter all diesen Menschen wie eine falsch plakatierte Litfaßsäule, denn kaum, dass sie mich ansahen, wandten sie sich verstört wieder ab. Bald spürte ich, wie meine Füße in die andere Richtung drängten, sich für den Heimweg entschieden hatten, dorthin wollten, wo Wurstbrote, ein aufgeschnittener Apfel und ein Glas warme Milch warteten. Also ließ ich sie gewähren.

Auf dem Weg sah ich zu den Geschäften, die ich zwar alle kannte, aber noch nie in Augenschein genommen hatte.

Wie anders sich an diesem Abend alles anfühlte. Ich wechselte aufgeregt meine Aktentasche von der rechten in die linke Hand und zurück, bis ich auf Höhe des Bratwurststandes angekommen war. Staunend stellte ich fest, dass mir, obwohl ich jeden Abend hier vorbeikam, der penetrante Geruch nach Grillkohle und Fritteusenfett noch nie aufgefallen war. Auch die Taxifahrer, die seitlich standen und palaverten, irritierten mich.

Wieder schaute ich auf meine Füße; sie waren stehen geblieben. Warum? Ich hatte stets großes Vertrauen zu ihnen, weil sie so beruhigend fantasielos waren, immer nur eingespurte Wege nutzten und mich vor Überraschungen bewahrten. Sicher, sie hatten in jungen Jahren die eine oder andere Abzweigung ausprobiert, sich jedoch gleich wieder ängstlich und feige zurückgezogen. Auf jeden Fall wiesen sie mich immer wieder auf den rechten Pfad hin.

Kurz bevor ich losgehen wollte, baute sich ein älterer Mann vor mir auf. Herr Krämer, ein Stammkunde.

»Herr Rosenbaum! Na, so ein Zufall.« Er tat überrascht. »Ist heute nicht der Tag?«

Ich reichte ihm die Hand. »Welchen Tag meinen Sie?«

»Sie haben mir doch erzählt, dass Ende des Monats Schluss ist. Und heute ist der einunddreißigste!«

Ich schien Herrn Krämer, der jedes Jahr zum Hochzeitstag seine Frau mit einem Ring oder einer Kette überraschte, vor Kurzem von der Geschäftsaufgabe erzählt zu haben.

»Ja, so ist es«, erwiderte ich.

Der Mann grinste breit. »Mensch, nach so langer Zeit, wird man da nicht wehmütig? Abschiednehmen ist nicht so leicht. Oder? Ging mir damals genauso. Aber ich sag Ihnen was: Es wird etwas Neues kommen, ganz sicher. Ob Sie wollen oder nicht. Man wird immer wieder überrascht. Ich weiß, wovon ich rede.«

Er strahlte mich an und reichte mir zum Abschied die Hand.

»Machen Sie's gut, Herr Rosenbaum. Ich hoffe, Ihr Nachfolger ist genauso entgegenkommend wie Sie. Und grüßen Sie Ihre Frau unbekannterweise. Vielleicht läuft man sich ja mal wieder über den Weg.«

Ich sah ihm hinterher und hoffte, dass nichts von dem, was er mir gewünscht hatte, eintreten würde. Keine Wehmut, keine Hoffnung auf etwas Neues, keine Überraschungen.

Nachdem ich die Innenstadt verlassen hatte, erreichte ich den

weitläufigen Georgengarten, der parallel abgesenkt zur Straße verlief. Hier war man unbehelligt von Autos und zu dieser Zeit auch von klingelnden Fahrrädern.

Im Zwielflicht des von hohen Bäumen gesäumten Schotterwegs verlor ich mich in der Ferne in einen klitzekleinen schwarzen Punkt, in dem sich alles vereinte. Ich starrte es an, das Nichts, das mich ~~unwillkürlich~~ wie ein Magnet anzog, ~~der~~ meine Schritte beschleunigte und mein Herz schneller schlagen ließ. Es kam immer näher.

Ich merkte, wie ich ins Laufen kam, so gut es eben ging. Angst trieb mich an und verkürzte jeden Atemzug. Ich eilte dem Punkt entgegen. Warum?

Meine Füße kannten kein Halten mehr. Panik schoss in meinen Kopf. Da änderten sie abrupt die Richtung, bogen nach rechts ab, verließen den Schotterweg, stampften über den Rasen, die Erde, die Baumreihe durchbrechend die kleine Anhöhe hinauf, als flüchtete ich vor dem bösen schwarzen Mann. Die Flucht kostete mich meine ganze Kraft, während mein Verstand irgendwo zurückgeblieben war. Ich stolperte über die Straßenbahnschienen, hastete weiter, ohne rechts und links zu schauen, über die Straße. Heranrasende Autos verfehlten nur knapp ihr Ziel.

Ich blieb stehen, beugte mich hinunter und holte tief Luft.

Die Aktentasche fiel zu Boden. Den Kopf schüttelnd fragte ich mich, was gerade passiert war, was meine Füße sich dabei gedacht hatten. Konnte ich ihnen noch trauen?

Nur langsam beruhigte ich mich, hob die Tasche auf und ging

weiter, bog in eine der nächsten Seitenstraßen ein und wankte meinem Zuhause entgegen.

Drinnen sah ich einen Berg aus hölzernen Stufen vor mir. Ich zog mich mühsam am Geländer zu meiner Wohnung in die dritte Etage empor. Dort lehnte ich mich gegen die Tür. Das Flurlicht erlosch und ich brachte mit Mühe den Schlüssel ins Schloss. Als die Tür aufsprang, sah ich wieder ins Dunkel, ins Nichts, in die Leere.

Meine zitterige Hand tastete verzweifelt nach dem Schalter, um Licht zu machen, während ich versuchte, stoßweise meine ganze Erregung heraus zu prusten. Nach einer Weile, als ich mich an das helle Licht gewöhnt hatte, drückte ich die Tür zu und zog den Mantel aus. Meine Hände wollten ihn wie jeden Abend wieder in Form zupfen und aufhängen, bis mir einfiel, dass ich ihn am nächsten Morgen nicht mehr brauchte. Ich ließ ihn einfach zu Boden gleiten.

Ein abgestandener Geruch stieg mir in die Nase, als sei der Ort seit Langem nicht bewohnt gewesen.

Was nun?

Meine Füße wussten es. Sie brachten mich in die Küche, wo ich Wurstbrote schmierte, ein Glas warme Milch machte und einen Apfel aufschnitt.